



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schiele, Georg: Von einer Weltreise : 1. Die Blutsaristokratie der Europäer
in den Tropen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht bloß in die äußerlich feineren Verhältnisse, sondern auch in die höhern Sphären, darinnen, wie der Dichter sagt, das Ohr viel feiner hören und das Auge weiter tragen kann.

In der äußern Darstellung gehn Erzählung und Ortschilderung bei Bröndsted weniger in die Breite, der Nachdruck liegt auf dem bei manchmal äußerster Knappheit — die Menschen des Nordens sind einsilbig — vielsagenden Dialog; geradezu erstaunlich ist es, wie die Unterdrückungen, die nicht zu Ende gesprochenen Sätze, typographisch ausgedrückt die Gedankenstriche, wirken. Das Personifizieren lebloser Gegenstände, die mit Eindrücken zu den Menschen sprechen, findet sich auch bei Bröndsted, wenn er z. B. Niels sich mit seiner Studierlampe unterhalten läßt, ebenso das Meditieren, das zum Selbstgespräch wird. Die psychologische Kunst ist mindestens ebenso groß wie bei Frenssen, z. B. in der Haushälterin des Ministers und in dem für die Exposition wichtigen Vertrauensverhältnis, das sich zwischen ihr und ihrem Schützling Niels leise anspinnt. Die Figur des Verrückten hat für manchen Geschmack vielleicht etwas mehr Licht bekommen, als für ihre Aufgabe, durch die Ermordung des Ministers die Katastrophe herbeizuführen und die Hauptperson über die flache Rolle eines Hans im Glück zu erheben, erforderlich war. Übrigens herrscht volles Ebenmaß in der Abwägung der Rollenfücher und der Folge der Szenen, sodaß man nichts hinwegnehmen könnte. Da das Milieu Bröndstedts weltförmiger ist, so ist das Pathos weniger stark, aber der Gesamteindruck darum doch nur scheinbar flacher als bei Frenssen, wo nach unserm Gefühl wenigstens der mehr an die Nerven gehende Predigerton manchmal der künstlerischen Wirkung im Wege steht.

Wir meinen also, und das sollte mit dieser kurzen Parallele gesagt sein, daß Bröndsted der größere Künstler ist, wogegen sich ja vielleicht in Frenssen noch das stärkere Talent wird offenbaren können.



Von einer Weltreise

1. Die Blutsaristokratie der Europäer in den Tropen



Als ich als Schiffsarzt um Afrika fuhr, lief unser Schiff auch einige kleinere Häfen des portugiesischen Ostafrikas an. Es ist Sitte, daß die Herren vom Land den Ankömmlingen an Bord den ersten Besuch machen. Darum hatten wir bald die ganze deutsche Kolonie an Bord versammelt. Denn es locken nicht bloß Bier und Rheinwein, die ja auch an Land zu haben sind, sondern als die kostbarsten aller Delikatessen Schwarzbrot, Butter und Käse, die nur, wenn ein Schiff von der Heimat kommt, zu haben sind. Die Unterhaltung kam schnell in Gang. Denn jeder fragt, worauf er eben neugierig ist, und an berechtigter Neugierde ist ja auf beiden Seiten kein Mangel. So fragte ich:

Wieviel Europäer sind Sie denn hier? Antwort: Wir sind etwa acht Deutsche hier, vielleicht zehn Engländer, dann die Herren vom französischen Haus, die meist Schweizer sind und sich zu uns halten, außerdem die Holländer, im ganzen etwa so und so viel! Frage: Außerdem haben Sie doch Portugiesen hier? Die werden ja wohl in ihrer eignen Kolonie ziemlich zahlreich sein. Antwort: Ja, wenn Sie die Portugiesen zu den Europäern rechnen! Frage: Sind das etwa keine Europäer? Antwort: Nein, die rechnet hier niemand dazu. Europäer sind nur Deutsche, Holländer, Engländer, Skandinavier, Franzosen, auch Nordamerikaner würden so genannt werden, wenn es welche gäbe. — Aber Portugiesen, auch wenn sie aus Portugal direkt kommen, etwa als Offiziere oder Gouverneure, und dazu adliche Namen tragen, rechnen nicht zu den Europäern und zur europäischen Gefolgschaft, nicht einmal in ihrer eignen Kolonie? — Der Grund ist, daß sie eben Portugiesen sind, und von diesen weiß man nie genau, ob sie reines Blut haben. Hier in der Provinz Mozambique haben sie seit dreihundert Jahren ihr Blut mit Negerblut gemischt. Das Halbblut, das sie zeugen, geht nicht ein, wie das von Germanen gezeugte, sondern hat ein Volk geschaffen, das seit ebenso langer Zeit christlich und katholisch ist und die Lebensführung der Europäer nachahmt, das sich aber von unten her aus der Negerbevölkerung ergänzt. Alle Grade der Blutmischung giebt es in diesem Volke, vom fast reinen Negerblut bis zum fast reinen Portugiesenblut. Aber sie alle, mitsamt den reinblütigen Portugiesen, trennt eine scharfe Linie vom Europäer im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie sind halceast oder outceast. Man verkehrt wohl geschäftlich mit ihnen, weil man muß, aber man setzt sich nicht mit ihnen zur Tafel und läßt sie nicht in die Klubs. Den Offizieren und Beamten der Kolonie gegenüber kann man diesen Grundsatz manchmal nicht durchsetzen, aber man versucht es.

Sogar der Neger unterscheidet scharf und sicher zwischen einem echten Europäer, er sei Kapitän oder Matrose, Offizier oder Soldat, Chef oder Lehrling, reich oder arm, der ihm immer mit einem gewissen Herrenblick gegenüber tritt, und dem Talmieuropäer, für den er einen bestimmten Ausdruck hat, den ich wieder vergessen habe, dem Griechen, Italiener, Halbblutportugiesen, der sich wohl europäisch kleidet, aber der mit ihm gaunert und ihn betrügt.

Es gab eine Zeit, wo der Indische Ozean ein portugiesischer See war. Darum ist er noch jetzt mit alten Portugiesenkolonien bevölkert, die kenntlich sind durch ansehnliche, alte katholische Kirchen im Barock- oder Jesuitenstil. Solche Orte giebt es sowohl in Ostafrika, wo sie noch portugiesisch sind, wie in Vorderindien und Hinterindien bis nach Macao in China. Jetzt lebt in vielen alten Handelsstädten, die nunmehr englisch sind, zwischen der Masse der Eingebornen und der Aristokratie der germanischen Europäer eine portugiesisch-katholische Halbblutbevölkerung und liefert die Diener, Friseur, Köche, Schreiber und Dolmetscher in die europäischen Häuser. Man erkennt sie, wie Südeuropäer, am eleganten Anzug, schwarzen Rock und Lackstiefeln. Sie mögen aber so elegant sein, wie sie wollen, ja, was sie gewöhnlich nicht sind, reich dazu, so ist es ihnen doch für ewig unmöglich, in die Aristokratie der reinen Europäer einzudringen.

In einer dieser Städte lernte ich einen Herrn mit adlichem deutschem Namen kennen, der in Deutschland als Kaufmann ausgebildet worden war, vollendete Manieren hatte und fließend deutsch sprach. Trotzdem gehörte er nicht zur Gesellschaft, denn er war in dieser Gegend geboren, stammte von einem ausgewanderten Deutschen und von einer Mutter, die nicht etwa eine heidnische Malaiin gewesen war, sondern eine portugiesische Christin; aber sie konnte doch aus frühern Generationen etwas Malaienblut haben und hatte es wohl auch. Ja, nicht nur dieser Mann wird zu keiner Tafel geladen, wo europäische Damen sind, sondern auch seine Frau nicht, die er aus Deutschland mitgebracht hat. Sie war aus einfachen Verhältnissen, aber das hätte ihre Gesellschaftsfähigkeit nicht gehindert, wenn sie einen reinblütigen Deutschen geheiratet hätte. So lernte sie deutsche Häuser bloß als Krankenpflegerin kennen.

Ist ein reicher Europäer mit einer halbblütigen Einheimischen regelrecht verheiratet, und hat er aus dieser Ehe etwa Töchter, so kann er sie, wenn er reich genug ist, in Genfer Pensionen erziehen lassen. Dort werden sie vielleicht gerade wegen ihres Halbbluts interessant sein und gute Partien machen. Draußen nicht. Unser Kapitän erzählte von einer deutschen Dame, die er einmal an Bord gehabt hätte, die als Braut eines vornehmen und reichen hinterindischen Fürsten hinausging, der sie in Europa kennen gelernt hatte, eines Mohammedaners, der ihr aber die Eihehe versprochen hatte. Auf dem Dampfer mieden sie alle, besonders die Damen, denn sie würde draußen outcast sein. Sie hielt das für Neid und spielte in ihrer Kabine die gekränkte Fürstin. Sie glaubte wunder, was sie draußen würde, wenn sie einen hinterindischen regierenden, wenn auch mediatisierten Fürsten heiratete. Draußen giebt es nur eine Aristokratie, die des blutreinen Europäers, eigentlich der Germanen, zu denen nur die Franzosen noch hinzugerechnet werden.

Diesen Rassenhochmut giebt es überall, wo englische Kultur ist, also auch in Nordamerika. Obwohl dort Neger und Weiße schon eine Generation hindurch unter denselben Gesezen miteinander leben, ist Konnubium die Ausnahme. Noch vor nicht langer Zeit ging die Notiz durch die Blätter, daß Präsident Roosevelt einen angesehenen Negergeistlichen an seine Tafel geladen habe. Wir in Europa haben gar keine rechte Vorstellung, was das den Anschauungen des amerikanischen Volkes gegenüber bedeutet. Ist es nicht wunderbar, daß unsre in Europa doch arg demokratisierte Welt Kolonialstaaten erzeugt, in denen sich die Menschen nach ihrer Abstammung scheiden, und in denen ein Blutsadel herrscht, der viel exklusiver und hochmütiger ist, als der Adel früherer Zeiten je gewesen ist? Freilich ein Adel, der nicht innerhalb eines Volkes Grenzen zieht, sondern zwischen den Völkern. Es giebt auch deutliche Unterschiede zwischen der Denkweise der Heimat und der draußen lebenden Europäer. Diese werden es immer wunderlich finden, wenn z. B. der deutsche Kaiser oder der König von England ein paar marokkanische Häuptlinge oder indische Fürsten mit einem Pomp empfängt, als wären sie, wenn auch nur im kleinen, seinesgleichen. Draußen macht man nicht soviel Umstände mit ihnen, sondern läßt sie, wenn die Gelegenheit es erlaubt, den Europäerhochmut fühlen. Sie

finden es auch nicht in der Ordnung, wenn der deutsche Kaiser erlaubt, daß japanische oder türkische oder sonst ausländische Offiziere gelegentlich seinen deutschen Unterthanen Kommandos geben oder sich von ihnen militärisch grüßen lassen. Matrosen, die auf Handelsschiffen im Ausland gewesen sind, werden es schwer begreifen, daß sie in der eignen Heimat den Fremden gegenüber Respekt heucheln sollen, den sie in deren Heimat geübt zu verleugnen gewohnt sind. Ich glaube auch nicht, daß englische Soldaten in Indien indischen Offizieren gehorchen, und sie sind doch nur geworbene Soldaten und nicht die Söhne des Volks in Waffen. Ganz skandalös aber wird man es draußen finden, wenn deutsche Damen Neger interessant finden oder sozusagen pouffieren, wie das bei der Ausstellung in Berlin beobachtet sein soll. Das wird direkt als unmoralisch und wider die Natur empfunden.

Die kolonisierenden Holländer denken eher noch strenger. Sie haben es verstanden, wenn ich recht berichtet bin, in ihren östlichen Kolonien auch die Rechtsungleichheit zwischen Farbigen und Weißen noch aufrecht zu erhalten, während die öffentliche Meinung Englands, weil sie die Gleichheit aller Menschen will, immer gegen den Wunsch der draußen Lebenden den Schein der Gleichheit auch zwischen den Menschenrassen aufrecht erhalten will.

Auch die frommen Buren machen einen dicken Strich zwischen sich und den Negern. Sie nennen sie schöpsel, d. h. Geschöpfe. Die Engländer übersetzen das mit animals, d. h. Tiere, um zu beweisen, wie gottlos die Buren mit den Kaffern umgehen.

Die europäischen und zumal die protestantischen Missionare können nicht anders, als den Farbigen die Gleichheit aller Menschen vor Gott lehren; denn das ist einer der Grundsätze des Christentums. Da sie nun leicht die großen Unterschiede zwischen den Menschenrassen unterschätzen, so wünschen sie, daß mit der idealen Gleichheit auch im wirklichen geselligen und politischen Leben Ernst gemacht werde, und damit rennen sie gegen die Sitten der draußen Lebenden Europäer. Darum ist die Mission von den Buren vielfach mit Mißtrauen angesehen worden. Sie wollen wohl auch Christentum für die Kaffern, aber eben sozusagen ein Christentum für Kaffern. Andererseits haben manche der Missionare, z. B. ein so alter Afrikaner wie Merenski, in den Buren ihre Gegner gesehen und waren bei Beginn des Kriegs auf Seiten der Engländer.

Der tiefere Sinn dieses Rassenhochmuts ist wohl ein instinktiver Selbstschutz der Rasse. Man weiß, daß Mischlinge mit farbigen Rassen gewöhnlich moralisch von geringerm Wert sind. Sie verderben dann auch die Sitten der Reinblütigen. Darum soll mit den Farbigen keine Gemeinschaft sein. Man rühmt heute zuweilen an den Russen ihr kolonisiertisches Talent, weil sie dem fremden Volke gegenüber keinen Rassenhochmut herauskehrten, ebenso bescheiden zu leben verstanden wie die Einheimischen und ihnen damit das politische Loß leicht machten. Freilich die Kolonisationsart der germanischen Holländer, Engländer, Amerikaner, Deutschen und aller Mitläufer ist Herrenkolonisation. Eine andre ist auch für uns Deutsche unmöglich. Nur der thörichte Engländerhaß kann die Methode der Russen loben, die nur einige dürftige Nomadenvölker unterworfen hat, gegenüber der germanischen Kolonisation, die fast den ganzen

übrigen Erdball beherrscht, eine Methode, die die Russen nur darum üben, weil sie zu der andern unfähig sind. Es giebt auch, von drauſen angeſehen, kein deutſches, franzöſiſches, engliſches Koloniſieren, ſondern nur ein europäiſches in dem oben beſchriebenen Wortſinn. Die europäiſchen Nationen drauſen ſind nicht wie Hirſche, die um die Herrſchaft miteinander kämpfen, ſondern wie Pferde, die in einer Bahn laufen.

So wie die Bruderkriege der Griechen uns im beſten Fall als eine ſchöne Tragödie mit Schuld und Sühne auf beiden Seiten, nicht aber als ein Glücksfall in der griechiſchen Geſchichte erſcheinen, ſo wird den ſpättern Freunden der europäiſchen Geſchichte der Neid der europäiſchen Völker um die Tropenkolonien nur wie eine kurzsichtige Verirrung erſcheinen. Zumal wir Deutſchen haben, ſo lange die Engländer uns die Thore ihrer Kolonien ſo weit öffnen wie biſher, nicht das Recht und gar nicht das Intereſſe, ſie zu beneiden. Denn ohne dieſe Liberalität hätten wir zunächſt nur einen geringen Anteil an dem Herrtentum der Europäer in den Tropen. Georg Schiele



Heimkehr

Von Marthe Renate Fiſcher



ie dicken, übermütigen Pferdchen liefen wie beſeſſen, der offene Wagen ſchleuderte gelegentlich oder that einen kleinen Sprung, und der alte Adam Zahn, der ſonſt immer in der Furcht lebte, die Racker würden noch einmal teuer zu ſtehn kommen, indem ſie Wagen und Geſchirr zerſtörten und die Beine oder die Häſe brächen, ſing an zu loben.

Ja, ſagte er, die haben Feuer! Aber wenn du fährtſt, da ſitzt ma wie in Abrahams Schoße. Wenn du die mal verkaufſt, die mußt du ſelber vorführen, die haſt du großartig in der Fauf.

Der Schwiegerſohn, ein breiter, behäbiger, dunkler Mann mit jovialem, rundem Geſicht, lachte gutmütig und ſagte: Ja, das verſtehn wir! Hü hü hü!

Die Tiere hatten eine kurze Strecke zurückgelegt, vom Hof herunter, durch die beim Hofthor beginnende Pappelallee, die hinab zur Landſtraße führte, und jetzt die Landſtraße links herum, als die beiden Männer einen jungen Menſchen quer durch die Acker dahintraben ſahen, in der Abſicht, ihnen den Weg abzuschneiden. Er lief mit hängenden Armen, merkte bald, daß der Wagen ſich dem Schnittpunkt allzu ſchnell näherte, und verfiel nun in einen ſpringenden Schritt, wobei er die linke Hand feſt unter die Bruſt drückte. Dabei lachte ſein rundes, leicht gebräunt Geſicht, daß er den beiden Männern zulehrte.

Als er den Graben erreicht hatte, der die Landſtraße von den Feldern trennte, machte er halt, ſchwenkte den Hut und rief zum Wagen hinüber, während er lachend nach Atem rang: Glückliche Reife, Großvater! ſetzte ſich aber gleich wieder in Trab und lief, immer dieſſeits des Grabens, in der Fahrtrichtung mit. Denn der Wagen war wohl herangekommen, aber den Vater faßte der Schalk, und er zügelte die Pferdchen nicht, ließ vielmehr die Beinen ſo gefährlich locker, daß ſich die Tiere vor Wonne ſchüttelten und wie die Wahnsinnigen davonſtürzten.

Der alte Zahn ſchmunzelte und ſchrie mit aller Kraft ſeiner fünfundsiebzig Jahre: Schönen Dank, Friße!

Grenzboten IV 1902